

Was du von den Eltern hast geerbt,
erwirb es, um es zu besitzen !

*what you inherited from your fathers,
conquer it, in order to possess it !*

*O que herdaste dos teus pais,
conquiste-o, para merecê-lo !*

Edel sei der Mensch,
hilfreich und gut !

The man shall be noble,
helpful and good !

*Que o homem seja nobre,
prestativo e bom !*

Johann Wolfgang von Göthe

DIE SEQUOIA

Die *Sequoia Gigantea* ist der grösste bekannte Baum der Welt. Er kann bis über 90 m hoch wachsen. Er wächst auf seinen mächtigen, tief in den Boden reichenden Wurzeln steil empor und entwickelt dabei ein besonders starkes rotbraunes Stammholz. Sequoiawälder befinden sich in 900 bis zu 2.600 m Höhenlagen an den Westhängen der „*Sierra Nevada*“ in den USA und werden heutzutage wegen ihrer besonderen Seltenheit gesetzlich geschützt.

Anhand der bereits gefundenen Fossilien weiss man, dass es bereits vor etwa 150 Millionen Jahren, im Jurazeitalter, Sequoiabäume gab.

Zum Vergleich dazu begannen unsere menschlichen Vorfahren, laut der anthropologischen Forschung, erst vor etwa drei Millionen Jahren mit ihrer eigenen biologischen Entwicklung.

Der Stamm einer *Sequoia* kann einen Durchmesser von bis zu 10 Metern, bei einem Umfang von 31 Metern, aufweisen.

Der grösste im „*Sequoia National Park*“ in Kalifornien stehende Baum, bekannt als „*General Sherman*“, besitzt diese Stammabmessungen, bei einem geschätzten Gewicht von 6.167 Tonnen und einer Gesamthöhe von 91m über dem Grund.

Das entspricht in etwa der Höhe eines Hochhauses mit 30 Stockwerken !

Die besonders tiefgefurchte rotbraune Borke dieses Baumes pflegt bis zu 30 cm tief zu sein. Sie widersteht den meisten Krankheitserregern und selbst dem Feuer.

Die dunkelgrünen fingerlangen Nadeln ergeben ein besonders erhabenes und würdevolles, weit sichtbares Gebilde.

Das ebenfalls rotbraune Innenholz der *Sequoia* ist besonders feinfaserig, einförmig und äusserst haltbar.

Es widersteht auch seinerseits den meisten Schädlingen, Pilzen und den Termiten.

Die *Sequoia* stellt in der Natur ein Beispiel von besonderer Stattlichkeit, Beständigkeit, Dauerhaftigkeit, Kraft, Grösse und Erhabenheit dar.

Ihre Nahrung und ihre Lebenskraft zieht die *Sequoia* aus ihren tiefreichenden, starken Wurzeln sowie aus dem Sonnenlicht, das täglich auf sie scheint und ihr Wachstum ständig fördert.

DIE HÜBERTS :

Der Namensforschung zufolge, stammt der Name Hüberr aus dem Altgermanischen.

Von alters her sehr war der Vorname Hugberht in Nordeuropa sehr gebräuchlich. Aus ihm wurde der Grossfamiliennamen Huberrht und schliesslich der im fränkischen Raum sehr gebräuchliche Name Huberr, mit der späteren deutschen, der französischen Aussprache entsprechenden, Schreibweise Hüberr.

Er ist fast im gesamten westeuropäischen Raum zu finden, sei es in Schottland, Deutschland oder auch in der Bretagne. In Frankreich ist er bis heute noch sehr geläufig. Der Name stand seit Urzeiten mit der Jagd in Zusammenhang.

Im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde er durch den Bischof von Maastricht bekannt. Er, der spätere St. Huberr (Saint Huberr), gilt noch bis heute als der Schutzheilige der Jagd und der Jäger.

So ist zu vermuten, dass die Hüberr, dem Ursprung nach, aus Frankreich stammen.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bildete sich in Frankreich eine neue reformierte Christliche Religionsgemeinschaft, die sogenannten Hugenotten.

Nach der Reformation Martin Luthers, 1517, verbreiteten sich die reformierten Kirchen in Mittel- und Westeuropa schnell. Sie fassten besonders in Holland, in Schottland, in der Schweiz und in Teilen Frankreichs, Fuss.

Es kam soweit, dass in Frankreich Prinz Heinrich von Navarra, der künftige König Heinrich IV, dem reformierten Glauben beitrug und Hugenotte wurde.

Die Bedrohung des katholischen "establishments" in Frankreich wurde in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts so stark, dass die Regentin Katharina von Medici die berühmte Bartholomäusnacht veranlasste, in welcher sie am 24. August 1572 ca. 17.000 Hugenotten, Männer, Frauen und Kinder ermorden liess.



Die Bartholomäusnacht, am 24 August 1572

Im Anschluss daran und auch fünf Jahrzehnte später, in und nach den Wirren des dreissigjährigen Krieges entstand eine grosse glaubensmotivierte Flucht, wobei

hauptsächlich die verfolgten Hugenotten andere Länder, welche ihnen Glaubensfreiheit gewährten, suchten.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass in dieser Zeit die Hüberts nach Nordeutschland kamen, weil dort Glaubensfreiheit herrschte. In vielen Gegenden Deutschlands hatte die Reformation bereits festen Fuss gefasst.

In Friedrichstadt, Nordfriesland, erklärte, zum Beispiel, der Gottorfer Herzog Friedrich III Glaubensfreiheit, mit dem Gedanken, arbeitswillige Glaubensflüchtlinge anzusiedeln. Dies gelang, und die nach ihm benannte Stadt, zwischen den Flüssen Treene und Eider, erblühte danach. Auch existierte dort unter anderem eine „Mennonitengemeinde“. Das Gebetshaus dieser Gemeinde besteht heute noch und kann in Friedrichstadt besichtigt werden.



Friedrichstadt in Nordfriesland. Die norddeutsche „Holländerstadt“

Die Stadt wurde nach niederländischem Muster planmässig mit Kanälen und Grachten angelegt. Bis heute kann man dort noch ein kleines Amsterdam erblicken.

Zeitweilig lebten in dieser Stadt sieben Religionsgemeinschaften friedlich nebeneinander. Unter anderen hatte der aus Witmarsum, Friesland, stammende Theologe und Reformator Menno Simons (1496 – 1561) erst in Holland, dann im deutschen Raum zwischen Emden, Hamburg, Friedrichstadt und Lübeck, verschiedene Gemeinden gegründet. Die sogenannten „Wiedertäufer“, eine Abzweigung der reformierten christlichen Kirche, besaßen eine Auffassung, welche jener der Zuwanderer aus Frankreich in weitem Umfang entsprach.

In dieser Gegend verblieben die Geflüchteten nun für das erste Jahrhundert, bis sich auch dort religiöse Intoleranzen und Gegensätze gezeigt hatten. Das hatte zur Folge, dass sie nochmals andere Gebiete aufsuchen mussten.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestieg der Philosophenkönig, Friederich der Zweite (auch genannt der Grosse, zwischen 1740 - 1786), den preussischen Thron. Er wurde ein bedeutender Staatsmann, und zeichnete sich vor allem, durch sein freies Denken aus.

In Religionssachen war seine Parole: *“Es soll ein Jeder nach seiner eigenen Façon leben”*. So kam es, dass viele Mennoniten sich in jener Zeit im mecklenburg-pommerschen Raum ansiedelten, wo sie erneut Glaubensfreiheit fanden.

Bis heute kann man in dem hier noch gesprochenen Plattdeutsch den pommerschen Einschlag erkennen.

Die Mennoniten aus Nordfriesland siedelten sich, im Laufe der Zeit auch im Weichseltal und in Danzig an, was von der preussischen Staatsregierung stark gefördert und unterstützt wurde.

Es begab sich nun, dass die preussische „*Staatsraison*“ mit ihren weitläufigen strategischen Absichten, eine diplomatisch vielbedeutende Machenschaft unternahm.

Preussen vermittelte und brachte es zuwege, eine kleine, damals noch unbedeutende Prinzessin, Sophie von Anhalt-Zerbst, mit dem Erben Grossrusslands, dem künftigen Zaren Peter III, zu vermählen.

Dies sollte auf längere Zeit für Europa, für Preussen und unter anderen auch für die Mennoniten und letztendlich für die Hübert's bedeutende Folgen haben.

Diese kleine, den Meisten unbekannte Prinzessin war in Wirklichkeit eine hochkultivierte, intelligente entschlossene und tapfere Dame, welche nach absoluter Machtübernahme in Russland die Kaiserin „*Katharina die Grosse*“ (1762 bis 1796) wurde.

Sie führte, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Russland eine tiefgreifende Reform der Institutionen, des Ausbildungswesens, der Wirtschaftsstrukturen und der politischen Machtverhältnisse durch.

Während ihrer Herrschaft wurden auch Siedler aus verschiedenen deutschen Ländern, nach Russland geholt.

Deutsche Bauern besaßen in Europa den Ruf des Fleisses, der Ehrlichkeit und der grossen Landwirtschaftlichen Erfahrung. So wurde die Ansiedelung unter besonderen Zusagen, wie zum Beispiel die der Glaubensfreiheit, der Pflege der deutschen Sprache, der Kultur und des entsprechenden Schulwesens durchgeführt. Dieses damit verbreitete Kulturgut wurde zunächst in Russland besonders willkommen geheissen.

In den späteren Zerwürfnissen Europas sollten diese Zugeständnisse den Deutschen in Russland allerdings eher zu einem Hindernis und zu einem grossen Stein des Anstosses werden .

In den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts und besonders während der darauffolgenden napoleonischen Kriege, nahm die deutsche Besiedlung in Russland ständig zu.

Preussen und Russland waren, zunächst, gegen Napoleon verbündet.

So wurde fast das ganze Wolgatal und später auch der vordere Ural von deutschen Bauern– darunter auch die Mennoniten – besiedelt.

Im Jahre 1788 zogen ca. 10.000 Mennoniten aus den preussischen Gebieten nach Russland und bildeten dort neue Siedlungen in der Don-Ebene (Südwestrussland).

Eine dieser Siedlungen hiess Margenau, Gnadenfelder Wolost, Molotschna.

Hier findet man etwa um 1860 Hinweise auf eine Familie Hübert.

Dem dort wohnenden Ehepaar, Franz und Elisabeth Hübert (geborene Janzen) entsprossen mehrere Kinder, darunter die Schwester unseres Grossvaters, Anna Hübert (spätere Frau Peter Dick) und die Brüder Jakob (unser Grossvater), Franz, Heinrich und David Hübert.

Wie in den meisten Siedlungen, entstand auch in Margenau über mehrere Generationen Landknappheit, weshalb die jüngeren Nachkommen neues Ackerland suchen mussten.

Das grosse neue Agrargebiet, welches in jenen Jahren erschlossen wurde, war Sibirien.

Dieses riesige Gebiet, jenseits des Uralgebirges, war durch Jahrhunderte Land der eingeborenen Nomaden, hauptsächlich der Kirgisen und der Tartaren gewesen. Vom sechzehnten Jahrhundert an wurde das Land, in der Hauptsache durch Schenkungen, Kosakenland. Diese Schenkungen waren meistens rein theoretisch, denn die neuen Eigentümer, Kosakenoffiziere, verstanden wenig von der Landwirtschaft oder wollten sich damit nicht befassen.

So wurde das Land verpachtet und viele junge Siedler sahen in Sibirien ihre Zukunft, zumal die grosse transsibirische Eisenbahn, vom Zaren Alexander III, ab 1891 erbaut, die Besiedlung in hohem Masse förderte.

Die dort angesiedelten Russen pflegten stolz über Sibirien zu sagen : „*Sibirj , ja nje bojus tebjja. Tej tosche russkaja semlja !*“ (Sibirien, ich fürchte dich nicht. Auch du bist russisches Land !)

Das neu zu erschliessende Land gehörte zum grossen Kreis Akmolinsk, zwischen Omsk und Kasakistan. Es erstreckte sich bis zur 160 km östlich von Omsk liegenden Station Tatarsk. Dort siedelten sich die ersten mennonitischen Familien an. Im Laufe der Zeit wuchs das Gebiet entlang der transsibirischen Eisenbahn bis zu 480 km, zwischen Petropawlowsk und Tatarsk ständig an. Auch die Städte Slavgorod und Pavlodar wurden in das Siedlungsgebiet einbezogen. Von den Familien Matthies, Balzer und Dick wird berichtet, dass sie die ersten mennonitischen Siedlerfamilien in Sibirien waren. Sie waren unter anderem auch die Gründer des Dorfes Tschunajewka.

So kam es auch, dass im Jahre 1902 die vier Brüder Hübert (Jakob, Franz, David und Heinrich) von der Siedlung Molotschna in Südrussland nach Sibirien zogen.

Etwas später siedelte auch deren Schwester Anna, verheiratete Dick, nach Sibirien.

Jakob Hübert, der älteste der Nachkommen von Franz und Elisabeth Hübert, war vor kurzem verwitwet.

Er war seit 1899 mit der jungen Katharina Kröker vermählt, die jedoch nach zehn Monaten Ehe an den Folgen der Entbindung des ersten Kindes, zusammen mit dem Neugeborenen, verstarb.

Jakob Hübert, geboren am 14. Juni 1873 in Margenau, Molotschna, heiratete daraufhin am 26. September 1900 die zweiundzwanzigjährige Helene Kasdorf, ein junges Mädchen mit langen blonden Zöpfen, aus dem gleichen Dorf. Sie sollte später unsere väterliche Grossmutter werden.

Zwei Jahre später siedelte das junge Ehepaar, mit den drei Brüdern Jakobs, nach Sibirien um.

Helene Hübert, geboren in Margenau am 20. Juli 1878, war das dritte Kind von Peter Kasdorf (17.1.1840 – 26.1.1909) und Helene Goossen (13.2.1847 - 10.9.1920). Dem Namen nach, müssen diese Familien aus dem deutsch-dänischen Raum stammen.

Durch die neue Besiedlungswelle in Sibirien entstanden, im Laufe der Zeit, 36 Dörfer entlang der Transsibirischen Eisenbahn, auf einer Strecke von 380 km im Umkreis der Stadt Omsk.

Omsk hatte um die Jahrhundertwende schon etwa 100.000 Einwohner und war damals eine strategisch wichtige Stadt. Sie beherbergte eine der Hauptgarnisonen des Kosakenheeres in Sibirien.

In den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts verfügte Omsk bereits über ein eigenes elektrisches Dampfkraftwerk und über eine eigene Feuerwehr. Das war damals in der ganzen Welt noch selten.

Etwa 100 km westlich der Stadt Omsk lag die Eisenbahnstation Gorkoje (heute Margenau). Dort errichtete man zwei neue Dörfer. Nordwestlich, ungefähr 5,0 km von der Station entfernt entstand Hamberg. Südlich, etwa 2,5 km weit, errichtete man das Dorf Margenau,

indem man eine Ost-Weststrasse parallel zur Eisenbahn anlegte. Entlang dieser Strasse befanden sich die neu besiedelten Landstücke und die Bauernhöfe.

Zunächst pachtete Jakob Hübert dort ein Landstück, worauf er sein Wohnhaus und die Ackerbearbeitungsgebäude setzte.

Im Jahre 1909 verstarb Helene's Vater, Peter Kasdorf, daheim in der Siedlung Molotschna. Helene erhielt daraufhin eine Erbsumme von 4.000 Rubel.

Die anfängliche Pacht der Länder war in Sibirien nicht besonders teuer. Man zahlte im Schnitt 10 Kopeken (Ein Rubel = 100 Kopeken) pro Desjatine (1,09 Hektar) pro Jahr, auf Pachtverträge über 49 Jahre .

Nun hatte Vater Franz Hübert aber geraten, sobald wie möglich eigenes Land zu kaufen. "Land ist das einzig Beständige. Das kann dir keiner stehlen" pflegte er zu sagen.

Wie unwahr sollte sich das später im kommunistischen Russland erweisen !

Jakob Hübert kaufte sich nun ein grösseres Stück Land, von etwa 100 Desjatinen. Als er die "Kupschaja" (den Kaufbrief) in den Händen hielt war er, laut der Familienüberlieferung, besonders stolz.

Insgesamt umfasste das Margenauer Dorf und die umliegenden Ländereien eine Fläche von etwa 1500 Desjatinen.

Das Dorf besass um 1916 herum 14 Bauernhöfe. Andere Dörfer waren ebenso gross oder sogar noch etwas grösser.

Es war, laut den Erinnerungen unseres Vaters, ein schönes Dorf, besonders im Frühling. Unser Vater pflegte es später, aus seinen Kindheitserinnerungen, so zu beschreiben :

„Rechts und links der breit angelegten Hauptstrasse des Dorfes befanden sich die einzelnen Ländereien. Die Häuser, zwischen grossen grünen Pappeln versteckt, waren fast unsichtbar. Vorne an der Strasse hatte man die Höfe mit Holzzäunen aus weissgekalkten Latten abgegrenzt. Zum Nachbarland hin brachte man schön gepflegte Akazienhecken an. Die Vorgärten waren mit vielen Blumen, Obstbäumen und Sträuchern bepflanzt. Das angepflanzte Obst bestand aus Äpfeln, Pflaumen, Kirschen und Himbeeren. Auch Johannisbeeren, Stachelbeeren und Erdbeeren wurden angebaut. Grüne Lauben mit Gartenbänken gaben den Grundstücken eine natürliche Gemütlichkeit. So trennte man die Wohnflächen von den eigentlichen Äckern ab. Diese bestanden aus gutem schwarzen Boden, auf dem in einigen Jahren die ersten erfolgreichen Ernten erbracht wurden.“

Besonders zwischen den Jahren 1912 und 1917 waren die Ernten sehr gut.

Man hielt sich starke Arbeitspferde und sibirische Kühe. Diese waren kleiner als das Holsteiner Vieh , erbrachten aber einen höheren Sahnegehalt (5-6%) und brauchten drei bis viermal weniger Futter.

Insgesamt konnte man nur etwa vier bis fünf Monate im Jahr pflügen, pflanzen und ernten. Dann stellten sich die erbarmungslosen sibirischen Jahreszeiten Herbst und Winter ein, mit Temperaturen von bis zu 40 Grad minus, währenddessen das Vieh in den Stallungen und die Menschen in den Behausungen verweilen mussten.

Wollte man nicht Hunger leiden, so musste im Frühjahr und im Sommer vorgesorgt werden, um den langen Winter zu überstehen.

Man meisterte deshalb das Einkochen, das Pökeln, das Buttern und das Haltbarmachen. Man wurde auch erfinderisch. Das Geflügel wurde so spät im Herbst geschlachtet, dass man wusste, es taute bis zum Frühling nicht mehr auf.

Man bog es bei Nacht mit Wasser, wobei es bei dem schon starken Frost vereiste. Am nächsten Morgen wurde das Geflügel in Kästen mit Schnee gepackt und im Keller verwahrt.

Im Herbst musste somit der Keller voll sein, um die lange kalte Zeit zu überdauern. Und man dachte auch immer noch an solche, die im Winter sicherlich in Not geraten würden.

Man half sich gegenseitig im Dorf.

An der Südseite des Dorfes begann ein dichter Birkenwald, welcher im Winter, nach dem Fall der Blätter, gespenstisch kahl wirkte.

Aus ihm hörte man dann auch zuweilen das Heulen der hungrigen Wölfe.

Dem Ehepaar Jakob und Helene Hübert entsprossen, in Sibirien, acht Kinder. Davon verstarben zwei vor dem dritten Lebensjahr.

In Margenau sowie in ganz Sibirien gab es keine besondere ärztliche Versorgung. Daraus entstand eine harte natürliche Auslese. Nur diejenigen, die den rauen Naturverhältnissen gewachsen waren, konnten überleben.

Die Kinder der Hübert's waren Helene (geb. 1901), Jakob (geb.1905), Franz (geb.1910), Maria (geb.1912), Anna (geb 1914) und Heinrich, unser Vater, (geb. 1917).

Von seiner Kindheit in Sibirien hatte der Vater sehr lebhaftere Erinnerungen, welche er uns zuweilen an Sonnabendnachmittagen beim Trinken seines geliebten "Chimmarrão's" (Mate Tee), erzählte.

Er sprach von den langen Monaten zuhause zwischen Schnee und Eis, von den Versammlungen der Familien im Dorf, dem emsigen Kochen, Braten und Zubereiten von Wintervorräten im Herbst. Diese Bilder prägten in ihm Kindheitseindrücke die er nie vergass.

So erzählte er zum Beispiel auch von dem allwöchentlichen Gemeinschaftsbad in der Banja.

Die Dorfbewohner versammelten sich dabei in hölzernen Badehäusern, mit getrennten Räumen für Männer und für Frauen und Kinder. Ein grosser Holzofen in der Mitte des jeweiligen Raumes erwärmte die gesamte Holzvertäfelung und brachte alle Anwesenden zum Schwitzen. Danach gingen die Männer zu einem davorgelegenen kleinen Teich, schlugen im Winter die Eisdecke mit Holzscheiten, Hacken und Pickeln auf und alle stürzten sich kurz in das eisige Wasser.

Herz- und Kreislaufkrankungen waren dadurch wohl selten !

Er erzählte auch gerne über seine Erlebnisse in der Grund- und später, in der Zentralschule. In Margenau gab es schon im Jahre 1913 eine zweisprachige Elementarschule. Ab 1917, dem Geburtsjahr unseres Vaters, wurde im Dorf eine Zentralschule errichtet, welche nach der Elementarschule (zwei Klassen) noch vier weitere Schuljahre ermöglichte. Auch sie war zweisprachig. Allgemein ging man nach der Schule zur Arbeit, auf die Bauernhöfe. Wer es wollte und konnte, blieb noch ein fünftes Jahr auf der Schule um, unter anderem, Pädagogik zu lernen. So bildete man die zukünftigen Lehrer für den eigenen Bedarf in der Siedlung aus.

Der Schulbau bestand aus rundem Fichtenholz. Es wurden Fächer wie Deutsch und Russisch, Literatur, Mathematik, Religion und Naturwissenschaften gelehrt.

Unser Vater besuchte diese Schule bis zu seinem zwölften Lebensjahr und hatte sehr gute Erinnerungen daran.

Natürlich auch an die Bubenstreiche, die nicht ausblieben. Wie zum Beispiel: die langen Zöpfe der Mädchen in die Tintenfasschen, die in die Schreibpulte eingebaut waren, einzuklemmen. Zu Beginn der Pause flogen dann beim Aufstehen die Köpfe nach hinten. Die Zopfspitzen waren dadurch auch meistens von Tinte geschwärzt.

Zur schnelleren Fortbewegung auf dem Eis besorgte man sich primitive Schlittschuhe, mit einem Eisenkiel unter der Sohle. Es war dann immer, laut der Erzählung unseres Vaters, ein Vergnügen, im Winter die etwa 3 Kilometer bis zur Schule zu laufen, zumal das Gelände ganz flach war.

Er erzählte auch von den Weihnachtsfesten zu Hause, wo die Grossfamilie zusammen kam. Geschenke gab es kaum. Wenn viel, bekam er einmal einen Ball, den Mutter Helene aus Wollüberbleibseln selbst gefertigt hatte.

Vater Jakob hatte ja immer viel in der Gemeinde zu tun. Besonders weil er an den Weihnachtsfeiern, und auch sonst, in der Kirche predigte.

Weihnachten war aber immer ein Feiertag an dem man sich traf und an dem viel los war. Vaters Schwester Helene, die älteste Tochter, hatte im Oktober 1926 den in der Siedlung Waldheim wohnenden Abram Dück geheiratet. Er war ein stämmiger, kräftiger Mann von grosser Statur, der im Krieg als Sanitäter gedient hatte.

Waldheim lag etwa 30 km nördlich von Gorkoje. Zu Weihnachten spannte Abram gewöhnlich ein starkes gut genährtes Pferd vor einen Reiseschlitten, bedachte diesen mit Woldecken, Pelzmänteln und Reiseproviant und begab sich auf die Fahrt nach Margenau. Die Reise dauerte zwischen vier und fünf Stunden auf Wald- und Wiesenwegen. Es ging durch Schnee und Eis.

Im Winter waren unweigerlich hungrige Wölfe auf der Pirsch und die Reise war dadurch nicht ungefährlich.

Unser Vater erzählte von seinem Schwager, dass auf einer dieser Reisen plötzlich ein Rudel Wölfe hinter dem Schlitten herlief. Einer der Wölfe kam den Insassen so nahe, dass Abram Dück seinen Arm, der jedoch durch den dicken Pelzmantel geschützt war, schon im Maul des Tieres sah. Durch eine rasche Bewegung des starken Armes brach er dem Wolf den Unterkiefer. Das Rudel stürzte sich danach auf den Verletzten und die Reise konnte weitergehen.

Auch erzählte man, dass Abram einmal in Omsk einem Taschendieb, dessen Hand er in seiner Pelzmanteltasche erwischte, diese fast zu Mus zerquetschte! Er besass jedenfalls eine Hand breit wie ein Windmühlenflügel und mit der Stärke eines Nussknackers. So habe ich ihn in Brasilien noch kennengelernt.

Die Kindheit unseres Vaters war auch stark durch die bolschewistische Revolution geprägt. In den ersten Jahren nach der Revolution kämpften die noch zarentreuen Heere, die sogenannten Weissen, gegen die aufständischen Roten.

Es passierte hin und wieder, dass Schwadronen von weissen Soldaten auf dem Hof erschienen, ihre ausgemergelten Pferde abgaben und sich dann einfach die wohlgenährten Bauernhengste und Stuten nahmen. Auch was an Vorräten zu haben war, wurde einfach mitgenommen.

Kaum waren die "Weissen" abgeritten, kamen die "Roten". Es kam auch vor, dass die Roten die Bauern der Beihilfe der Weissen beschuldigten und kurzen Prozess machten. Ganze Familien wurden in dieser Zeit kurzerhand an die Hauswand gestellt und erschossen. Auch hörte man entlang der Eisenbahnstationen, oft Schiessereien. Einmal erzählte unser Vater, dass er als Junge einen Russen gesehen habe der auf den Hof rannte und brüllte: "*Pomoschitje!! Pomoschitje!! Paschalujsta, Woda !!*" (Hilfe !! Hilfe!! Bitte, Wasser !!). Er griff in Hast zu einem Eimer Wasser und trank wie besessen. Das Wasser lief ihm sofort wieder aus seinem Körper. Er hatte Bauchschuss. Kurz danach starb er unter grossen Schmerzen.

Zwischen den Jahren 1907 und 1913 diente Jakob Hübert als Prediger der Mennonitengemeinden zwischen den umliegenden Dörfern Isslj Kulj, 20 km westlich von Gorkoje, bis Moskalenski, etwa 30 km östlich.

Im Jahre 1913 wurde er als Ältester der Gemeinde (etwa wie im Amt eines Bischofs) eingesetzt.

Dadurch wurde sein Arbeitskreis auf die Betreuung aller Gemeinden zwischen Petropawlowsk (100 km westlich von Gorkoje) und Tatarskaja (300 km östlich) erweitert.

Ein ziemlich grosses Arbeitsgebiet also, welches ihm nur noch wenig Zeit für die Bestellung seines Hofes übrig liess. Es wurde ihm aber von der Dorfgemeinde und vor allem, von seiner grossen Familie dabei geholfen, sodass keine Not aufkam.

Die Arbeit, welche er als Ältester leistete, war ehrenamtlich. Wenn er „viel“ bekam, so ersetzten ihm die Gemeinden gerade die Bahnfahrtkosten.

Daher musste ein Prediger bei den Mennoniten einen soliden wirtschaftlichen Erwerb haben um damit mit seiner Familie zu überleben.

Grossvater hatte eine gestochen schöne Handschrift. Damit schrieb er sämtliche Protokolle, Gemeindezeugnisse und führte selbst die Gemeindebücher.

Dann kamen die Folgen der bolschewistischen Revolution.

Den Bauern wurde zunächst das Land konfisziert. Jegliches Privateigentum wurde verboten.

Das Land, das man bis jetzt als den einzig beständigen Besitz angesehen hatte, gehörte nun den Eigentümern nicht mehr.

Als Staatseigentum, wurde nun den ehemaligen Besitzern etwa ein Viertel des Landes „erteilt“. Das Übrige wurde an die umliegenden willigen Einwohner « vergeben ».

Das Ergebnis aber war, dass diese neuen „Besitzer“, die mit der Landwirtschaft nicht vertraut waren, in den darauffolgenden Jahren fast ausschliesslich Missernten zu verzeichnen hatten.

Das ganze Gefüge war anfänglich trotz der Schwierigkeiten noch einigermaßen zu bewirtschaften, da die Bauern auf den ihnen zugewiesenen Äckern wie gewohnt weiter arbeiteten.

Bis etwa in das Jahr 1924 hinein konnten sich die Bauern, wenn auch schwer und mit Produktionseinbussen, an das neue System anpassen.

Während der darauffolgenden Stalinregierung jedoch, wurden die ehemaligen Landeigentümer kurzerhand als „*Kulaken*“ (Geizkragen, Klassenfeinde) abgestempelt und verfolgt.

In den Schulen, selbst in den Privaten, wurde jeglicher Religionsunterricht wegen „geistiger Kooptation“ kurzerhand verboten. Das Bestehen jeglicher Gemeinschaft wurde erschwert. Es durften nur in öffentlichen Gebäuden Gottesdienste abgehalten werden und diese wurden dazu ständig bespitzelt.

Ein Terrorzustand begann sich immer mehr auszubreiten.

Mitten in der Nacht, zum Beispiel, wurde laut an die Haustür geklopft. Familienväter, die in Kirchen oder in Versammlungen gesehen worden waren, wurden vor Frau und Kindern gefesselt, abgeführt und zu Verhören geholt. Manche kehrten nie wieder zurück.

Es begannen die Abtransporte in die Arbeitslager Sibiriens.

Anfang Oktober 1929 begann man in Margenau gerade mit dem Einüben eines Weihnachtsprogrammes der Elementarschule.

Am Abend waren dort verschiedene Lehrer und Helfer anwesend. Darunter auch der Älteste der Mennonitengemeinden, unser Grossvater Jakob Hübert.

Plötzlich klopfte es an der Eingangstür und die Geheimpolizei trat herein. Sie führte alle Lehrer und Helfer ohne Erklärungen abzugeben einfach ab. Unter ihnen auch Jakob Hübert.

Man führte sie mit dem Zug nach Omsk und brachte sie dort ins Stadtgefängnis.

Es kam zu Verhören unter grossem Druck..

Die Verhafteten fürchteten bereits Schlimmes.

Jedoch waren einige deutsche Staatsbürger mitverhaftet worden die, sobald es ihnen möglich wurde, diplomatische Unterstützung suchten.

Um diplomatischem Ärger aus dem Weg zu gehen, liess man die Gefangenen zunächst wieder frei, leitete aber ein Gerichtsverfahren mit Anklagen gegen sie ein.

Eine dieser Anklagen lautete : „*anti-sowjetische Aggitation*“ .Je nach dem zuständigen Gericht wurde so etwas als Hochverrat gekennzeichnet, worauf die Todesstrafe stand.

Viele der Gemeindeältesten rieten Jakob Hübert nun zur Flucht.

So entschloss er sich, im Hinblick auf seine Familie und seine besonders exponierte Lage, so schnell wie möglich auszuwandern. Durch seine Arbeit in der Gemeinde und als ehemaliger Landbesitzer in der neuen Ordnung war er nun ganz besonders gefährdet.

Ende August jenes Jahres war die Nachricht aus Moskau gekommen, dass es 60 deutschstämmigen Familien gelungen war, nach Kanada auszuwandern.

Es entstand in den deutschen Siedlungen aufgrund der Bedrohung, die von dem Stalinregime ausging, ein allgemeiner Drang ebenfalls auszuwandern.

So versuchte Jakob Hübert in den darauffolgenden Tagen, ohne viel Aufsehen zu erregen, alles Verkäufliche seines Besitzes im Dorf zu veräussern. Mitte Oktober packte die Familie die allernötigsten Sachen , begab sich auf zwei Pferdeschlitten und fuhr mitten in der Nacht durch die dunklen herbstlichen Wälder, in Richtung Waldheim ab.

Die nahegelegene Station Gorkoje wäre zur Abreise viel zu gefährlich gewesen.

Zurück blieben Haus und Hof und ein grosser Teil der Erinnerungen und der russischen Familiengeschichte.

Die Fahrt führte sie durch eiskalte dunkle Schneisen und über Feldwege zur Tochter Helene. Dort wurde auf dem nackten Boden auf den wenigen vorhandenen Decken übernachtet, denn Abram Dück hatte ebenfalls bereits alles was er konnte verkauft.

Auf dieser Fahrt brachte Jakob Hübert auch noch ordnungsgemäss die Gemeindebücher mit und übergab sie in Waldheim Jakob Kasdorf, der sie danach an die Gemeinde zurückgab.

Von Waldheim fuhr man in der nächsten Nacht zusammen weiter, in Richtung des 20 km entfernt gelegenen Dorfes Nasewajewka an der nordwestlichen Eisenbahnstrecke, die von Omsk nach Tjumen führt. Dort war die Familie Hübert unbekannt und konnten den Zug nach Moskau unbemerkt besteigen.

Nun war fast die ganze Familie versammelt: Vater Jakob, Mutter Helene, Tochter Helene mit Ehemann Abram Dück mit ihren zwei kleinen Kindern Abram und Liese , dazu die Geschwister Franz, Maria, Anna und Heinrich. Der älteste Sohn unseres Grossvaters, Jakob, studierte zu jener Zeit an der Universität Leningrad (Petersburg) Philosophie.

Von Nasewajewka nahm die Familie in der Nacht den nächsten Zug ins über 2000 km entfernte Moskau.

Es war gerade noch rechtzeitig, denn die meisten zurückgebliebenen deutschstämmigen an der Eisenbahnlinie wohnenden Dorfbewohner, wurden unmittelbar danach verfolgt und sind in den Jahren 1930 bis 1937 zwangweise nach Nordsibirien transportiert worden.

Viele kamen in den Arbeitslagern ums Leben.

Nun waren die Gebrüder Hübert, die Söhne von Franz und Elisabeth Hübert aus der Molotschna, schon über die Welt verteilt.

Der Bruder Franz war rechtzeitig nach Kanada ausgewandert und begann sich dort ein neues Leben aufzubauen.

Er sollte sich in dem Fluchtjahr 1930 sehr für seinen Bruder Jakob und dessen Familie einsetzen, um ihnen ebenfalls die Einreise nach Kanada zu ermöglichen.

Seine gewaltigen Anstrengungen bei den Kanadischen Behörden waren jedoch fruchtlos.

Man wollte den Deutschen nach dem verheerenden ersten Weltkrieg und auch sehr wahrscheinlich wegen der weltweiten Wirtschaftskrise des Anfangs der dreissiger Jahre keine Einreise genehmigen.

Von den in Sibirien zurückgebliebenen Brüdern von Jakob Hübert (Heinrich und David) weiss man nur noch, dass Heinrich sehr jung an Typhus starb. Seine Familie wanderte nach Slavgorod, im Süden von Omsk, ab. Von David Hübert weiss man so gut wie nichts mehr. Später, schon in Brasilien ansässig, nahm man Briefverkehr mit einer Tochter von Heinrich Hübert auf. Es war Maria Hübert Kliever, die um 1960 mit ihren Kindern in Alma Ata (Südsibirien) wohnte.

Der Briefwechsel war verständlicherweise in den ersten dreissig Jahren nach der Auswanderung aus politischen Gründen so gut wie unmöglich.

Viele Jahre später vernahmen wir, dass Maria Kliever mit ihrer ganzen Familie nach Deutschland ausgewandert war.

Ein Neffe von ihr, Erwin Hübert, besuchte uns nach vielen Jahren, in 2007, in Brasilien.

Zurück zum Monat Oktober 1929 und zur Flucht der Familie Jakob Hübert aus Omsk über Nasewajewka, befand sich die kleine Menschengruppe nun im Zug auf der langen Reise über das Uralgebirge nach Moskau.

Die Fahrt von zweieinhalb Tagen und Nächten war verständlicherweise sehr ermüdend. Bedrückt wegen des Zurückbleibens von allem was bisher erarbeitet worden war und wegen der absolut ungewissen Zukunft, kam die Familie schliesslich im Hauptbahnhof Moskau an.

Von befreundeten Deutschen, die bereits in Moskau wohnten oder sich zufällig auch dort gesammelt hatten, bekamen sie Adressen in Vororten Moskaus, wo man preisgünstig vorübergehend wohnen konnte. Einer dieser Orte hiess Perlowka, wo einige Einwohner ihre eigenen Zimmer, Räume und Quartiere vermieteten, um zu etwas Geld zu kommen. In den folgenden Tagen bemühte man sich in Moskau um Genehmigungen, um nach Leningrad (Petersburg), zwecks Ausreise nach Kanada, weiterzureisen.

Nach einigen Versuchen und vielen Schikanen gelang es den Leitern der Ausreisenden eine Sondergenehmigung vom ZIK (ZentralVollzugskomitee) der Sowjetunion für die auf einer Liste stehenden Bürger zu erlangen. Jedoch nur für diejenigen, welche bis zu einem bestimmten Datum in Moskau eingetroffen waren. Man half sich in der Zwischenzeit gegenseitig mit Geld aus um die 220 Rubel Gebühr, die jeder einzelne Pass kosten sollte, zu entrichten.

Am 27. Oktober breitete sich die Nachricht aus, dass am nächsten Morgen früh um fünf Uhr ein Zug in Perlowka ankommen sollte, um die Auswanderer weiter zu befördern. Plötzlich hiess es noch am gleichen Abend, der Zug führe in der gleichen Nacht um zwölf Uhr ab.

Es folgte ein hastiges Zusammenraffen des Gepäcks und ein sich überschlagendes Abrechnen mit den Vermietern.

Alles war jedoch vergebens. Weder in jener, noch in den drei folgenden Tagen oder Nächten, fuhr irgendein Zug zwecks Beförderung der Auswanderer ab.

So drängten sich die Mütter mit den kleinen Kindern in den engen Wartesaal der Bahnhofstation, während die Übrigen in den unendlich erscheinenden, schon winterlich eiskalten Moskauer Stunden draussen in der Ungewissheit harnten.

Endlich, am 31. Oktober 1929 abends, fuhr ein Zug ein, um die Auswanderer aufzunehmen. Er rollte dann bald in die Nacht hinaus, in Richtung Moskau.

Etwa drei Kilometer vor der Stadt hielt der Zug wieder und wurde ohne weitere Auskunft auf einem Nebengleis abgestellt.

Wieder vergingen drei Tage und Nächte, bis zum 4. November.

In dieser Zeit versuchte das russische Wachpersonal den deutschen Siedlern das letzte Geld abzuhandeln. Als diese weiter nicht darauf eingingen, setzte sich der Zug schliesslich wieder in Richtung Leningrad in Bewegung. Dort fuhr er am 6. November in den Bahnhof ein.

Wenigen dieser Verzweifelten gelang am Ende die Ausreise. Und das auch nur durch das entschlossene Mitwirken von verschiedenen deutschen Hilfsorganisationen und, nach einigem Zögern, schliesslich auch der deutschen Diplomatie.

Die meisten dieser deutschen Ausreisewilligen erwartete jedoch noch ein böses Schicksal. Es hatten sich zwischen August und Oktober jenes Jahres etwa 14.000 deutsche und deutschstämmige Bürger in den Vororten Moskaus angesammelt.

Nach dem verlorenen ersten Weltkrieg befand sich Deutschland in einer wirtschaftlichen und politischen Notsituation, welche es nicht gestattete, Flüchtlinge in grösseren Mengen aufzunehmen. Die deutsche Diplomatie bemühte sich nun, unter dem Druck der Lage, in Kanada, in Paraguay und in Brasilien um Raum für die Auswanderer.

Von Kanada kamen zunächst ablehnende Antworten, da man sich dort als bereits ausgelastet bezeichnete.

Man wolle sich mit der Angelegenheit der Deutschen in Russland erst im nächsten Jahr befassen. Deutsche erweckten in Kanada in den Nachkriegsjahren auch keine allzugrosse Sympathie.

Selbst der tatkräftige Einsatz von Jakobs Bruder Franz, der bereits in Coaldale, Alberta in Kanada lebte konnte an der Lage seines Bruders nichts ändern.

Verschiedene Male reichte er bei den Kanadischen Einwanderungsbehörden begründete Gesuche ein und bot sich sogar an, für den Bruder und dessen Familie zu haften und zu bürgen. Es half nichts. Die Einreise nach Kanada wurde nicht genehmigt.

Mangels anderer Zusagen sperrte nun auch Deutschland den Flüchtlingen die Grenzen, nachdem einige wenige Transporte bereits von Russland nach Deutschland abgereist waren.

Trotz einer grossen Hilfeaktion, die zum Beispiel vom deutschen Roten Kreuz unter dem Motto „Brüder in Not“ durchgeführt wurde und bis zum 30 Januar fast eine Million Reichsmark sammelte, kam die Hilfe für die meisten zu spät.

Die Sowjetregierung begann am 13. November bereits mit dem Zwangsrücktransport der deutschen Siedler.

Selbst als sich Deutschland am 23. November endlich doch noch bereit erklärte, die gesamten 14.000 Deutschen aufzunehmen, änderte das nichts mehr an dem sowjetischen Beschluss.

Nur etwa 5.000 gelang die Ausreise nach Deutschland. Die Übrigen waren nun der russischen Willkür völlig ausgesetzt.

Diesem Zögern der damaligen deutschen Regierung ist die Gefangenschaft und der Tod von vielen in Russland ansässigen deutschstämmigen Siedlern zuzuschreiben.

Grausam war der Rücktransport der etwa 9.000 Zurückgebliebenen.

Plötzlich zerflossen ihnen alle Hoffnungen, vielleicht in Kanada oder sogar in Deutschland ihr Dasein wieder neu aufzubauen. Zudem waren sie zwar bange Herzen, jedoch noch als freie Bürger und normale Fahrgäste mit der Eisenbahn den weiten Weg nach Moskau gereist. Als Gefangene und Geächtete wurden sie nun in den Osten zurückverfrachtet.

Den Meisten war klar, dass sie nun dem sicheren Tod entgegenfuhren. Die ca. 9.000 Menschen deutscher Herkunft die nicht zur Ausreise gelangten, Väter, Mütter, Kinder, wurden nach der Verhaftung und nach vielen Schikanen der Geheimpolizei, am 17.

November gewaltsam nach Sibirien und in den Kaukasus zurücktransportiert.

Zunächst wurden sie in notdürftig gesäuberte Vieh- und Kohlewaggons gepfercht. Die Wagen waren in dem eiskalten Winter nicht geheizt. Auf der mehrtägigen Reise gab es weder Verpflegung noch Wasser.

Auf die Bitten an die Wachen in den Zwischenaufhalten, ihnen wenigstens etwas Schnee hineinzureichen, bekamen sie zur Antwort: „Krepiert doch, ihr Kulaken“.

Unterwegs erfroren Kinder in den Armen ihrer Mütter. Laut dem Bericht von Dr. Quiring in „Vor den Toren Moskaus“ (S. 121) wurden allein auf einer der Bahnstationen 35 Kinderleichen hinausgetragen und dort aufgeschichtet. Es war den Eltern unmöglich ihre Kinder zu bestatten.

So mussten die Mütter weinend zusehen, wie ihre toten Kinder aufgestapelt auf dem Bahnsteig zurückblieben, während der Frachtzug weiter in die dunkle Nacht hinausrollte. Die Endstationen waren für die Meisten sowjetische Zwangs- und Arbeitslager in Sibirien. Es war das Ende ihrer Bestrebungen und der Überlebenshoffnungen.

Dem kleineren Teil der Auswanderungswilligen gelang die Ausreise.

Jakob Hübert mit seiner Familie hatte das Glück, in den Zug zu gelangen, der am 6. November 1929 von Moskau aus Leningrad erreichte. Es war der allgemeine Ausreisehafen. Und dort studierte zufälligerweise auch der älteste Sohn, Jakob, an der Leningrader Universität.

Bei der Einfahrt in die Stadt, wie unser Vater später erzählte, „*sah man den sich hinschlängelnden grossen Njewa-Fluss, auf dem die im Hafengebiet liegenden Schiffe zwischen schwimmenden Eisschollen schaukelten*“.

Nach der Ankunft nahmen die Behörden die Ausreisenden in Obhut und brachten sie in einem Überseeheim namens „*Sowtorgflot*“ unter. Dort wurde allen zunächst das ganze noch übrig gebliebene Geld abgenommen. Ebenfalls wurde ihnen strengstens verboten, das Gebäude zu verlassen.

Zwischen dem 7. und 13. November bekamen die Auswanderer im Überseeheim drei einfache doch zufriedenstellende Mahlzeiten am Tag.

Ab dem 13. gab es nichts mehr.

Auf die Anfragen, wie es mit der Ernährung denn nun weiter gehe, gab man ihnen zur Antwort, das abgenommene Geld sei nun aufgebraucht und „*der Staat könne die Ausreisenden unmöglich auf Kosten der Steuerzahler weiter ernähren.*“

Nachdem Kinder bereits vor Hunger weinten, gestattete man nach viel Drängen und Verhandeln schliesslich fünf Insassen das Gebäude zu verlassen, um auf dem Markt Lebensmittel zu beschaffen.

Es wurden die noch vorhandenen Uhren und Mäntel auf dem Stadtmarkt verhökert, um hauptsächlich für Frauen und Kinder etwas Brot zu kaufen.

Dabei wurde auch die deutsche Gesandtschaft in Leningrad aufgesucht und von der Notlage in Kenntnis gesetzt. Diese ermöglichte dann eine Notunterstützung.

Durch die fünf Insassen die hinausgelassen wurden, gelang es Jakob Hübert seinen ältesten Sohn an der Universität über die Anwesenheit der Familie zu benachrichtigen. Als Student der Universität konnte er nun seine Eltern und Geschwister im Überseeheim besuchen.

Dabei beschwor ihn sein Vater alles aufzugeben und mit der Familie auszureisen. Der Sohn meinte jedoch, es fehle ihm nur noch ein Semester zur Beendigung seines Studiums. Er, als Diplomierte der Universität, würde dann sofort nachreisen.

Alles Drängen und Bitten der Eltern war vergebens.

Traurig verabschiedeten sich die Eltern und Geschwister von ihrem ältesten Sohn und Bruder. Sie sollten ihn niemals wieder sehen.

Einige Wochen nach diesem Abschied wurde er wegen „*Zugehörigkeit zu*

Republikflüchtigen“ verhaftet und in ein Arbeitslager nach Sibirien verfrachtet. Die Eltern

bekamen noch zweimal Briefe von ihm. Im letzten Schreiben bat er, die Eltern möchten ihm nicht mehr schreiben, denn das brächte ihn „in noch grössere Gefahr“.

Mehrere Jahre später bekam Jakob Hübert von einem Russlandflüchtling die Nachricht von dem Hungertod seines ältesten Sohnes, im Gefangenenlager in Sibirien.

Er wäre nach der Verhaftung, nach einem kurzen Prozess, zu vielen Jahren Zwangslager verurteilt worden. In Sibirien „sei er dann im Zwangslager verhungert“.

Diese Nachricht wurde Jahre später durch Erwin Hübert, unseren Grosscousin, bestätigt. Während die Ausreisenden sich nun mit Hilfe der deutschen Gesandtschaft im Überseeheim um ihr Überleben bemühten, war schliesslich am 27. November 1929 die Überfahrt nach Deutschland geregelt.

Zwei Tage später, am 29. November, wurden die Ausreisenden auf ein im Hafen liegendes russisches Schiff, die „Alexander Rykow“, geleitet. Vor der Ausreise nahm man den Emigranten noch sämtliche russische Ausweise ab. Als Staatenlose begannen sie nun ihr neues Leben.

Langsam und unter technischen Hindernissen setzte sich endlich das Schiff in Fahrt, musste aber bald wieder kehrt machen.

Das Schiff hatte angeblich eine „Panne“ am Steuer, war manövrierunfähig und musste in den Hafen zurückfahren. Dort wurde das angebliche „Problem“ durch die Werftmechaniker gelöst und das Schiff konnte nun seine Fahrt aufs Neue beginnen.

Der Alptraum der russischen Vergangenheit blieb schliesslich im Nebel des Hafens von Leningrad zurück.

Es blieb die Hoffnung auf eine neue, bessere Zukunft.

Nach drei Tagen Überfahrt landeten die Ausreisenden glücklich im deutschen Hafen Swinemünde.

Dort wurde ihnen ein freudiger Empfang bereitet. Unter Mitwirken von einigen privaten Hilfsorganisationen versorgte man die Ankommenden mit dem Nötigsten an Kleidung und Medikamenten.

Anschliessend brachte sie ein mit Tannengrün geschmückter Zug zunächst in ein Auffanglager in Rostock.

Der gesamte Aufenthalt in Deutschland sollte für die Familie Hübert neun Wochen dauern. Fest stand, Deutschland konnte die Auswanderer nicht definitiv aufnehmen. Dafür war sowohl die schlechte Wirtschaftslage wie auch die politische Zerrüttung der damaligen Zwischenkriegszeit verantwortlich.

Daher suchte man für die Auswanderer aus Russland sobald wie möglich ein neues Aufnahmeland.

Kanada kam dafür wegen der Grenzsperrung nicht mehr in Frage. Im Gegensatz dazu eröffneten Paraguay und Brasilien den Flüchtlingen die Türen zur Einwanderung. In der Verhandlungszeit mit diesen Ländern wurden die Auswanderer jedoch aufs Beste in Deutschland versorgt.

Die frühere Offiziersschule in Mölln wurde zu einem grösseren Auffanglager hergerichtet, um die Anreisenden unterzubringen. Es herrschte dort ein ausgesprochen guter Organisationsgeist und Ordnung. Die Flüchtlinge wurden nach ihrem Können in Arbeitsgruppen aufgeteilt. Es gab Werkstätten jeglicher Art, in welchen es weder an Bestandteilen noch an Werkzeugen oder an Maschinen fehlte.

So wurden im Lager Schuhwerk, Kleidung, Werkzeuge und Möbel hergestellt.

Die Kinder wurden ihrem altersmässigen Ausbildungsstand entsprechend, in Schulklassen aufgeteilt. Lehrer wurden aus der Flüchtlingsgruppe dazu angestellt oder sie kamen aus den umliegenden Dörfern.

Die Ernährung sowie die Bekleidung waren reichlich. Selbst eine echte deutsche Weihnacht, mit Weihnachtsmann und Spielsachen wurde für die Kinder organisiert.

Am meisten half dabei das Rote Kreuz, welches mehrere Spendenaktionen in Deutschland, in der Schweiz und in Holland aufrief.

Doch dann kam die Stunde der Abreise.

Jakob Hübert und seine Familie kamen, zusammen mit einer Auswanderergruppe, auf ein deutsches Schiff, das am 3. Februar 1930 den Hafen Hamburg mit dem Ziel Rio de Janeiro verließ. Zum Abschied spielte die Hafenskapelle noch „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus, und Du, mein Schatz, bleibst hier...“

Unser Vater erzählte uns später, es wäre das einzige Mal in seinem Leben gewesen, an dem er seinen Vater weinen sehen hat...

Er war damals gerade dreizehn Jahre alt geworden. Seinen Geburtstag feierte er, besonders glücklich, noch am 8. Januar im Lager in Mölln.

So hatte er die ganze Auswanderung und die Überfahrt nach Brasilien zeitlebens noch sehr frisch im Gedächtnis.

Man fuhr nun einem völlig unbekanntem Land und einer neuen Zukunft entgegen.

Auf vielen Umwegen und über viele Generationen, kamen nun die Hübert's, vermutlich im Ursprung aus Frankreich stammend, über Norddeutschland, Russland und Sibirien nun nach dem fernen Brasilien.

Unser Vater erzählte oft von der Überfahrt, die einen dreizehnjährigen Jungen wohl sehr beeindruckt haben muss.

So zum Beispiel von dem kurzen Aufenthalt auf der Insel Madeira, wo das Schiff Proviant und Treibstoff aufnahm. Nach dem kalten und grauen Sibirien war die Welt auf einmal unvorstellbar bunt, lebhaft und sonnig geworden.

Aus der meist schneebedeckten, grauen Birkenlandschaft kommend sah er plötzlich Vögel, Pflanzen und Fische, die er noch nie gesehen hatte. Oft erzählte er von den Jungen im Hafen der Insel, die im kristallklaren Wasser nach Münzen tauchten, die ihnen die Matrosen zuwarfen.

Und dann, nach mehreren Tagen, lief das Schiff in den tropenheissen Zielhafen Rio de Janeiro ein.

Die Hitze soll den Sibirern zunächst unerträglich gewesen sein. Man fächerte sich zunächst den ganzen Tag mit irgendwo erhältlichen flachen Gegenständen frischere Luft zu.

Unser Vater erzählte, dass er sich von seiner Mutter Sicherheitsnadeln und Zwirn besorgte. Mit Brotködern, die ihm der Smutje aus der Schiffskombüse besorgte, wurde dann im Hafen geangelt. Der Versuch soll sogar -laut Aussage- einiges erbracht haben.

Einst prägte Otto von Bismarck einen seiner berühmten Sätze: „*Es wird nie soviel wie nach dem Angeln und vor den Wahlen geflunkert...*“. Dieser Satz sollte unseren Vater, den allzeit begeisterten Angler, stets belustigen.

Von dem Überseeschiff wurden die Einwanderer erst einmal auf die Ilha das Flores, die „Blumeninsel“, zur Quarentäne gebracht. Dort erfolgte die Gesundheitsmusterung und ein mehrtägiger Aufenthalt.

Danach wurden ihnen die gelben Staatenlosenausweise, die sie noch in Deutschland erhalten hatten und die ihnen vor Antritt der Schiffsüberfahrt abgenommen worden waren, ausgehändigt.

Ausserdem bekam jeder einen brasilianischen Einwandererausweis, auf dem der Name – oft verzerrt – und die Herkunft – oft ziemlich unklar – verzeichnet standen.

Aus unserem Familiennamen wurde dabei *Huebert* (was in der Landessprache anders ist als Hübert) und der Geburtsort unseres Vaters *Margenau- Alemanha (Deutschland)* und nicht Sibirien, wie es der Wahrheit entsprach.

Das machte aber zunächst in dem neuen Land keinen Unterschied.

Danach wurden die Einwanderer auf ein brasilianisches Küstendampfschiff geleitet, das mit Ziel São Francisco do Sul und Itajaí im Bundesstaat Santa Catarina auslief.

Von dieser Reise berichtete unser Vater, er habe zum ersten Mal einen schwarzen, dicken Koch gesehen, welcher jeden Morgen einen halben Sack schwarze Bohnen, mit allem undefinierbaren darin, in einen grossen Kessel kippte und dann mit dem Anrichten des Mittagessens begann. Er soll ein lustiger, sehr zugänglicher Geselle gewesen sein. Gegen Mittag sah man ihn dann singend in der heissen Schiffskombüse, schweissgebadet, mit einem grossen hölzernen Löffel in dem Bohnenkessel rühren.

Nach den Moskauer und Leningrader Erfahrungen war dieses jedoch alles schieres Glück ! Man gewöhnte sich schnell an die echte, sehr schmackhafte brasilianische Reis-, Bohnen- und Maniokmehlkost mit gepökelten und geräucherten Fleischzutaten..

Nach drei Tagen Küstenfahrt, nach kurzen Aufenthalten in den Häfen von Santos und São Francisco, erreichte man den weiter südlich gelegenen Hafen von Itajaí..

Dort wurden die Einwanderer mit den wenigen Habseligkeiten auf ein Flussschiff namens „Blumenau“ gebracht, welches mit pochenden Motoren den Itajaí-Fluss bis zur „*südamerikanischen Hanse-Stadt Blumenau*“ hinauf stampfte, wo die Einwanderer an Land gingen.

Der ehemalige hamburger Senator Schröder hatte, mit Weiblick, das ganze Gebiet zwischen dem heutigen „Sao Bento do Sul“ und „Blumenau“ von der regierenden Kaiserfamilie aufgekauft und namentlich in die „*südamerikanische Hanse*“ verwandelt. Von Blumenau ging es auf Planwagen am Itajaíflussufer entlang weiter aufwärts, bis zum Städtchen Ibirama.

Dort verliess man das Flussufer in Richtung des Gebirges, auf immer schmaler werdenden Pfaden, bis man nach zwei Tagen eine Hochebene an einem Nebenfluss des Itajaí erreichte. Dort, am Krauel-Fluss, sollten die neuen Siedlungen „*Witmarsum*“ und, der Höhenlage entsprechend, „*Stolzplateau*“ entstehen.

Zunächst war man völlig auf sich selbst angewiesen. Von Seiten der brasilianischen Behörden wurden Werkzeuge, Saatgut und Proviant für die ersten sechs Monate zugesichert.

Was danach geschah, war alleine den Einwanderern und ihrem Schaffensvermögen überlassen.

Maria Kahle, (Kahle, 1937 S. 23) beschrieb den Anfang der deutschen Siedlung am Krauel-Fluss:

„Da stand nun die kleine Schar der deutschen Einwanderer mit ihren paar Bündeln und Kisten vor der Unendlichkeit des Urwaldes. Die Zivilisation lag weit hinter ihnen. Es gab keine Wege, keine Verkehrsstrassen, es gab keine Siedlung, keine Stadt in der Nähe. Da stand der Mensch vor tausendjähriger Wildnis, ganz auf sich selbst angewiesen, auf die Kraft seiner Arme, auf seine Tapferkeit, auf seinen Willen zum Werk. Die Rodung begann... „

Was zum Überleben mithalf waren der Zusammenhalt, die Glaubensgemeinschaft und der Arbeitswille der neuen Siedler.

Der Anfang war schwer. Erst musste der dichte Urwald, zumindest ausreichend, mit primitiven Äxten gerodet werden. Bambushütten mit Palmenblätterdach wurden für die ersten Wochen und Monate gebaut, darunter auch gleich eine Schule und eine Kirche. Die Ältesten der Gemeinde, Jakob Hübert, Heinrich Ekk und Heinrich Martins übernahmen die Führung der neuen Siedlung.

Jakob Hübert hatte schon immer ein ausgeprägtes Führertalent bewiesen. In Russland oblag ihm die geistliche Führung eines grossen Bezirkes. Nichts Näherliegendes also, als ihm auch hier in dem völlig unbekanntem brasilianischen Urwald, wo es um das einfache Überleben der ganzen neuen Siedlung ging, die Führung des Dorfes anzuvertrauen.

Die Leiter der Siedlung gaben ihr Bestes aber die Sorgen und Nöte waren am Anfang fast unüberwindbar.

Da die Siedlung sich in Allem selbst verwalten musste, bedeuteten die Aufgaben dieser Führung nicht nur die religiöse und das Schulwesen betreffende, sondern auch jegliche andere Verwaltungsarbeit. Es ging um die Lebensmittelversorgung, das Schulwesen und die einfachsten Bedürfnisse der Ansiedler und deren Familien. Die ganze Siedlung richtete sich nach den Beschlüssen ihrer Leiter. Das Ausmass der Verantwortung für die Siedlung und das bare Überleben der Gemeinschaft in dem neuen unbekanntem Land waren enorm.

Von den Führern wurde erwartet, Baumeister, Verwalter, Lehrer, Versorger und Seelsorger in einer Person zu sein.

Jakob Hübert war ein willensstarker, energischer Mann. Entschlossen und tatkräftig war er schon in Sibirien gewesen.. Anders und gestützt auf seinen felsenfesten Glauben hätte er wohl den schwerwiegenden Entschluss, sich mit der Grossfamilie auf das Abenteuer der Auswanderung ins Unbekannte zu begeben, nicht so mutig gefasst.

Seine Weltanschauung und sein Glaube verliehen ihm immer wieder Kraft und Mut.

Anders hätte er es sicher nicht gemeistert, die Führung der Siedlung am Krauel, mit ihrer Verantwortung über so viele Menschen und deren Schicksale zu übernehmen.

Man begann nun mit der ersten Aussaat. Vergeblich wartete man auf die Ernte. Das Klima, der Boden, das Ungeziefer und die Schädlinge waren völlig anders als alles vorher Bekannte.

Die harte Arbeit führte aber nur zum baldigen Aufbrauch der gestellten Lebensmittel und dann trat der Hunger ein. Selbst die zum grossen Teil unbekanntem Waldfrüchte und die zeitweilige Jagd erbrachten nicht das Nötigste um zu überleben.

Das eigentliche Weiterbestehen der Siedlung war nur dem eigenen festen Willen und der gegenseitigen Hilfe aller Siedler zuzuschreiben.

Denoch hiess es im Jahresbericht der Siedlungen 1932, welcher 1933 erschien, wie folgt:

„Die deutschen Siedlungen am Rio Krauel und auf dem Stolz-Plateau haben sich, trotz der ungünstigen Wirtschaftslage weiter gut entwickelt. In beiden Siedlungen reiht sich heute Haus an Haus, die ersten primitiven Wohnranchos sind fast ganz verschwunden“.

Allerdings kam man den Teilzahlungen für den Ankauf des Landes, welches von der HKG (Hanseatische Kolonisationsgesellschaft) erstanden worden war, nicht nach.

Da setzte sich die deutsche Reichsregierung ein. Garantien wurden erbracht und schliesslich wurde den Siedlern die Schuld erlassen.

Aber die Lage blieb für weitere Jahre höchst unsicher.

So machte man sich ernsthafte Gedanken über die zukünftigen Überlebenschancen der Siedlung am Rio Krauel.

Junge Mädchen wurden derweil zu Familien, die deutschsprachige Hilfen zur Kinderbetreuung oder im Haushalt suchten nach Blumenau gesandt.

So auch die Töchter Jakob Hübert's, Maria und Anna. Das wenige dort verdiente Geld wurde pflichtbewusst an die Eltern auf der Siedlung abgeliefert.

Die neue, erfolgreiche Textilindustrie Blumenau's, welche eine vorherige Generation von deutschen Einwanderern aufgebaut hatte, nahm ebenfalls viele Jugendliche, besonders Mädchen aus den umliegenden deutschen Siedlungen, mit Freuden auf.

So erwirtschafteten sich die vielköpfigen Siedlerfamilien der Umgebung die lebensnotwendigen Nebenverdienste.

Gleich zu Anfang der Siedlung, während des Jahres 1930, kam Präses Dohms, der leitende Pastor der Evangelisch-Lutherischen Synode aus São Leopoldo, zu einem Besuch zu den neuen deutschen Siedlungen nach Santa Catarina. Die Synode hatte vor einigen Jahren mit

deutscher Hilfe begonnen, in Brasilien Lehrer für die deutsch-brasilianischen Schulen auszubilden. So suchte man deutsch- evangelische Jugendliche, welche man kostenlos nach São Leopoldo zur Ausbildung schickte.

Jakob Hübert sah darin eine Gelegenheit, seinem jüngsten Sohn Heinrich eine gute, zumal kostenfreie Ausbildung zu ermöglichen.

Heinrich hatte gerade sein dreizehntes Lebensjahr begonnen. Der sieben Jahre ältere Sohn Franz wandte sich bereits anderen Tätigkeiten zu.

So wurde Heinrich ins Internat des Lehrerseminars nach São Leopoldo, Rio Grande do Sul, gebracht.

Dort herrschte der grosse, bereits Jahrhunderte alte Geist des deutschen Humanismus, dessen Grundidee die Förderung der Wissenschaftsfortpflanzung und die Lehre der Naturwissenschaften war. Die Lehrer, die dort tätig waren, hatten eine sehr gute Ausbildung und wurden damals aus Deutschland besonders für diese Aufgaben in die Auslandsiedlungen entsandt.

Das Lehrerseminar verwandelte Heinrich Hübert völlig. Aus dem einfachen Siedlersohn aus Russland wurde ein kultivierter, weltoffener und allgemein interessierter Mensch. Noch oft in seinem reifen Leben erzählte unser Vater schwärmerisch und gerne von seiner Ausbildungszeit in São Leopoldo. Sie sollte sein Leben in völlig neue Bahnen lenken. Die Ausbildung war 1936 abgeschlossen. Unmittelbar darauf wurde ihm eine Lehrerstelle an einer deutsch-brasilianischen Schule auf der „Sanderstation“ („*Estação Sander – Rio Grande do Sul*“), zugewiesen, welche er übernahm.

Die deutsch-brasilianischen Schulen, selbst die auf den Siedlungen, wiesen ein für die Zeit überdurchschnittliches Niveau auf. Ausser dass der Unterricht zweisprachig geschah, beinhaltete der Lehrstoff, ausser dem im Lande erforderlichen Ausbildungsprogramm, ein ziemlich breit ausgerichtetes naturwissenschaftliches sowie auch allgemeines Wissen. So wie es auch in etwa damals in Europa angestrebt wurde.

Nicht nur für die deutschen Siedlungen in Brasilien, sondern auch für das Land selbst, dem es schliesslich von Nutzen sein würde, war so etwas natürlich von ausserordentlich grossem Wert.

Leider führte die damalige Weltanschauung fast alle Länder der Welt in eine immer grössere Eigenständigkeit und zu einem immer stärkeren, fast paranoiden Isolationismus und „*Nationalismus*“.

Das was in Deutschland und in Europa nach em zweiten Weltkrieg zu einem absoluten Chaos und zu einer Menschheitstragödie führen sollte, wurde auch in Brasilien von der Getulio-Vargas-Regierung angestrebt.

So wurde im Jahre 1937 in Brasilien der sogenannte „Estado Novo“ (der „Neue Staat“) eingeführt, wobei der damalige Bundespräsident (Getulio Vargas) ganz willkürlich sämtliche „*nicht nationale, brasilianische*“ Merkmale und Kulturbestandteile auszurotten versuchte.

Dieses geschah unlogischerweise abgesehen von der Tatsache, dass ja auch die portugiesische Sprache und Kultur eigentlich exogen und folglich ebenso „*nicht national, brasilianisch*“ war.

Bei paranoidem Handeln setzt bekanntlich jegliche Vernunft aus. Selbst die Erkenntnis des im weiteren Sinne Nützlichen.

So wurden 1937 in Brasilien sämtliche Schulen mit ausländischem Lehrprogramm, darunter die deutsch-brasilianischen, einfach verboten und geschlossen.

Heinrich Hübert verlor somit seine frisch angetretene Stellung und auch seinen mühevoll erarbeiteten Beruf.

Was ihm damals natürlich noch nicht klar war : Eines Tages würde er Familie und Kinder haben, denen er als Privatlehrer eines hoch entwickelten Schulsystems von grossem Nutzen sein würde.

So kehrte er enttäuscht in sein Elternhaus zurück.

Da hatte sich inzwischen vieles verändert.

Wegen der andauernden unbefriedigenden wirtschaftlichen Ergebnisse, hatte man beschlossen die Siedlung Witmarsum am Rio Krauel zu verlassen.

Die Mehrheit der Mennoniten und Siedler vom Rio Krauel war inzwischen nach Curitiba, auf die Siedlung „*Boqueirão*“ gezogen. Dort hatte man günstig grössere Flächen Land kaufen können.

Als Hauptstadt des Bundesstaates Paraná versprach die schnell wachsende Stadt bessere Ertragsmöglichkeiten. In Curitiba gab es damals schon , unter anderen, eine stabile deutsche Einwanderergesellschaft, die sich ab 1850 dort niedergelassen hatte. Die zweite Generation der deutschen Einwanderer war bereits in der Industrie und im Handel tätig. Sie war zum grossen Teil sogar schon einigermassen wohlhabend.

Es bestand damals ein wachsender Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, und die entsprechende Kaufkraft war in der Stadt ebenfalls vorhanden.

Das machten sich die deutschen Einwanderer zunutze und hatten bald in ihren Geschäften, kleinen Industrien und in den Dienstleistungen grossen Erfolg.

Das und das viel mildere in Curitiba bestehende Klima bemerkte man auch in den Siedlungen am Krauelfluss, was nach einiger Zeit den Entschluss zur Umsiedelung herbeiführte.

So wurde aus der deutschen Siedlung „*Boqueirão*“ ein für die Stadt Curitiba bedeutendes Milchwirtschaftsgebiet.

Den deutschrussischen Einwanderern ging es auf einmal viel besser als auf der Siedlung am „*Rio Krauel*“.

Das Klima war viel gemässiger und angenehmer.

So fand unser Vater sein Elternhaus in Curitiba wieder. Maria, die älteste noch ledige Schwester, führte die väterliche Milchwirtschaft und den Haushalt. Grossvater Hübert besass ein ziemlich grosses Grundstück mit eigener Weide in unmittelbarer Nähe der Dorfmitte, am Rande Curitiba's.

Die Geschwister unseres Vaters, Helene, Franz und Anna hatten bereits ihre eigenen Familien.

Heinrich Hübert sah diese Rückkehr, nach seinen späteren Berichten, mit gemischten Gefühlen. Auf der einen Seite war es für ihn schön, wieder in die Geborgenheit seines Elternhauses und zu seiner Familie zurückzukehren.

Für den humanistisch weltoffen ausgebildeten Lehrer bedeutete der ständige Aufenthalt dort aber andererseits eine spürbare geistige Begrenzung.

So kam es, dass er sich der Evangelisch-Lutherischen deutschsprachigen Gemeinde in Curitiba anschloss. Dort waltete, mit seiner überragenden Kultur und seinem weltoffenen Wissen, Pastor Karl Frank.

Pastor Frank gehörte, wie auch Professor Dötzer von der deutschen Schule, einer ausgewählten und ausgesandten Schar von Theologen und Pädagogen an, die damals fest entschlossen aus Deutschland zur Betreuung der deutschsprachigen Einwohner nach Brasilien gekommen war.

Besonders Pastor Frank ist es zuzuschreiben, dass sich eine ganze Generation von deutschsprachigen Curitibanern den Künsten, der Musik, der Philosophie und den Naturwissenschaften zuwandte. Wichtig ist zu bemerken, dass es nicht nur die Anregungen waren die er vermittelte. Es wurden auch ganz neue, in Europa übliche, Masstäbe für das Wissen und für die Kunst gesetzt.

So wurden zum Beispiel im Clube Concordia (dem früheren „*deutschen Sängerbund*“), häufig hochwertige Konzerte und Aufführungen veranstaltet.

Desgleichen gab es in der Lutherischen Gemeinde. Ein neugegründeter Kirchenchor wurde von Pastor Frank persönlich geleitet. Dort pflegte man, ausser der herkömmlichen Kirchenmusik auch anspruchsvolleres : Bach, Händel, Mozart, Buxtehude, Schubert. Pastor Frank setzte somit auch diesem einfachen Kirchenchor einen höheren Masstab.

Heinrich Hübert war immer sehr musikalisch gewesen. Er verfügte über ein ausgesprochen gutes Gehör, eine reine Tenorstimme und spielte darüberhinaus zwei Saiteninstrumente: Cello und Gitarre.

So wurde er bald und gerne im Kirchenchor von Pastor Frank aufgenommen.

Dort kam er mit kultivierten jungen Leuten zusammen, solche wie zum Beispiel Esther, Ruth und Ella Frank, Ursula, Elsie und Ingrid Müller, Elysio, Rudi und Lilian Jucksch .

Es war eine aufkommende Jugendgruppe mit anspruchsvollem Kulturniveau.

Es bildete sich somit um den Chor und um Pastor Frank eine gleichgesinnte junge Schar, die auch an Wochenenden zu Treffen oder zu Ausflügen zusammen war.

Rudi Jucksch fand Gefallen an dem jungen Deutschrussen Heinrich Hübert und es entstand eine gute Freundschaft.

Sehr bald dehnte sich die Freundschaft auch auf die bildhübsche Schwester Lilian aus, was Rudi nun eher in Eifersucht versetzte.

Inzwischen setzte sich ein guter Freund von Jakob Hübert, Johann Regier, dafür ein, Heinrich eine passende Arbeitsstelle zu besorgen. „Hans“ Regier war ebenfalls auf abenteuerlichen Wegen aus Russland geflüchtet, wobei ihm Jakob Hübert geholfen hatte. Auch auf der Siedlung am Rio Krauel war in den schwersten Stunden Jakobs hilfreiche Hand immer verfügbar gewesen. Regier fühlte sich daher dankbar und verschaffte Jakob´s Sohn Heinrich eine Stelle als Bürogehilfe bei der Schweizer Holzbelagfirma Leuenberger („*Fábrica de Lâminas de Imbuia Selectas*“), wo er bereits eine leitende Stellung einnahm. Regier war Dank seiner fachlichen Fähigkeiten in dieser Firma beruflich schnell aufgestiegen.

So verdiente nun Heinrich Hübert zumindest das Nötige, um zu überleben. Weitere Berufsgelegenheiten kamen mit der Zeit. Franz hatte sich eine eigene Buchhaltung aufgebaut. Nach einer Weile lud er den jüngeren Bruder ein, mit ihm eine Buchhaltungsfirma zu gründen, mit Namen „*Irmãos Hübert-Contabilidade*“. So verliess Heinrich seine Stelle bei Leuenberger und begann den Versuch einer Partnerschaft mit seinem Bruder .Diese währte aber nicht besonders lange. In Curitiba war dieser Tätigkeitszweig bereits reichlich vorhanden . Danach gingen beide Brüder zu einer neugegründeten Lederwarenfabrik mit Namen „*João Derksen*“. Dort wurden Schuhwaren und Fussbälle aus Leder hergestellt.Heinrich Hübert schaffte es schliesslich, bei Derksen in eine leitende Stellung zu kommen.

Derweil vertiefte sich seine Beziehung zu Lilian Jucksch, zur „Besorgnis“ von Bruder Rudi, der seine Schwester wie ein Wachhund zu beschirmen versuchte.

Aber es half nichts. Die Liebe entbrannte wie eine nicht zu löschende Lohe. Unsere Eltern feierten Verlobung und am 23. März 1946, Hochzeit.

Das Kriegsende in Europa brachte grosse negative Auswirkungen auf die deutschen Siedlungen in Brasilien. Da Brasilien auf der Seite der Alliierten in den Krieg trat, waren die Deutschbrasilianer auf einmal der potentielle „Feind“.

Abgesehen, dass während des Krieges die deutsche Sprache unter Gefängnisstrafe verboten wurde, erwuchs auch nach dem Krieg den Deutschbrasilianern gegenüber ein grosses Misstrauen.

Lilians Vater, João Francisco Jucksch, hatte sich immer sehr für das Erhalten der deutschen Sprache und Kultur eingesetzt. Er hatte auch immer, wie manche anderen Deutschbrasilianer die in Italien auf Seiten der Alliierten ihr Leben einsetzten, Sprache und Kultur von der Staatszugehörigkeit zu trennen gewusst.

Aber nach dem verlorenen Krieg wurden alle Deutschen und Deutschbrasilianer gleichmässig als „*Feinde*“ angesehen.

Die Niederlage Deutschlands im Krieg zerstörte vielfach die Selbstsicherheit der Deutschbrasilianer und ihre anfänglich so gepflegte, überlieferte Kultur und Sprache. Zu ihrem eigenen Schaden.

Sie waren auf einmal keine anerkannten Brasilianer mehr und wollten noch viel weniger als Deutsche gelten. Es gab ja damals in der Tat kein Deutschland mehr.

Nur sehr schwer erholte man sich von diesem Zustand der geistigen und kulturellen Lähmung. Bei vielen Deutschbrasilianern dauert dieser Zustand der Lähmung noch bis heute an.

Unter diesen Umständen begann die junge Ehe unserer Eltern.

Lilians Vater hatte dem Paar, als Hochzeitsgeschenk, ein kleines aber gemütliches Steinhaus auf dem Hinterhof seines grossen Geländes auf der Rua Inácio Lustosa gebaut. Dieses Häuschen wurde unser Kindheitsnest, aus dem wir die ersten schönen Erinnerungen haben. Es wurde später spielerisch und bedeutungsvoll „*die Wartburg*“ genannt, wo viele Treffen mit Freunden, Musik- und Literaturabende, Frühlingsfeste, Schachturniere und andere Begebenheiten stattfanden.

Für unseren Grossvater Jakob Hübert war die Distazierung seines jüngsten Sohnes aus der mennonitischen Sphäre wohl nicht einfach, zumal er ja auch noch als Ältester der Gemeinde amtierte. Er wurde darüber wohl auch oft von Gemeindemitgliedern befragt. Er hat es aber scheinbar dennoch dank seiner Weitsicht und Weltoffenheit verkraftet.

In der mennonitischen Gemeinde galt Jakob Hübert als ein den Verhältnissen entsprechend aufgeschlossener Mensch und wurde auch deshalb sehr respektiert.

Ausserdem hatte er in seinem Leben und in den vielen Gemeinden, die er betreut hatte, sehr viel erlebt, gesehen und war auch in Religionssachen sehr belesen.

Viele Jahre später erzählte mir unser Onkel Hans Görz, Anna Hüberts Ehemann, er habe mit Grossvater Jakob darüber gesprochen, ob man Heinrich denn nicht wieder zurück in seine mennonitische Gemeinschaft holen sollte, worauf Jakob geantwortet haben soll: „*Loot nu ! De Hein, de tchaant schoon sin Weeg ! (Lass nur. Der Hein, der kennt schon seinen Weg !)*“.

Sehr lebhaft erinnere ich mich noch an die vertraulich langen Geplauder auf Plattdeutsch, die unser Vater mit dem Grossvater anlässlich der Familienbesuche in Boqueirão führte.

Das Verhältnis unseres Vaters zum Grossvater war, trotz der kulturellen Verschiedenheit die sich zwischen den Beiden im Laufe der Zeit ergeben hatte, offensichtlich sehr gut.

Helene Goossen Hübert verstarb im September 1960, vier Tage nachdem sie ihre diamantene Hochzeit (60 Jahre) mit Grossvater Hübert gefeiert hatte.

Jakob Hübert verstarb fast genau vier Jahre danach, im Alter von 92 Jahren, in voller geistiger Klarheit.

Er wusste zeitlebens, vielleicht gerade wegen der Schwierigkeiten die er zu bewältigen hatte, mit dem Alltag des Lebens fertig zu werden.

Einer seiner ganz persönlichen, mit Bauernhumor versehenen Sätze war: „*Das Leben ist garnicht so schwer als wir selbst es uns machen. Ich, zum Beispiel, esse so gerne gekochte Hühnereier. Ich weiss nur nicht, warum es mir so schwer fällt, am selben Tag mehr als **fünfzehn** davon zu essen !*“,

Er war jedoch ein grosses Beispiel an Energie, an geistlicher und charakterlicher Festigkeit, an Beständigkeit und an Ausstrahlung von Vertrauen.

Diese Eigenschaften kamen ihm und der ganzen Gemeinde auf der höchst unsicheren Flucht aus Russland und auch in der brasilianischen Siedlung, in den schwersten Stunden, sehr zugute.

Er besass eine sichtbar gute und ausgeprägte Führungsbegabung, die anderen Menschen grosses Vertrauen einflösste.

Auch besass er die Geduld, Schicksalsschläge wie den Verlust seiner ersten Frau, seiner Kinder in frühem Alter und seiner Söhne Jakob, in Russland und später Franz in Brasilien, still und zuversichtlich zu ertragen.

Sein Glaube verlieh ihm Stärke.

Als Gossvater und als Mensch mochten wir ihn immer sehr gern. Er war ein herzenguter und aufgeschlossener Mann.

Mit der Eheschliessung unserer Eltern, begann somit ein neues Kapitel in der Geschichte der Hübert's, in Brasilien.

DIE JANZENS, DIE KASDORFS UND DIE GOOSENS :

Jakob Kasdorf, einem Bruder unserer väterlichen Grossmutter Helene, haben wir es zu verdanken, dass die Ahnenfolge ihrer Familie uns ziemlich genau erhalten blieb.

Jakob Kasdorf, Helena Hübert's jüngerer Bruder, nahm sich die Zeit, sämtliche Namen sowie Geburts- und Hochzeitsdaten aus den Gemeinderegistern peinlich genau aufzuschreiben.

Daher wissen wir, dass die Geschichte der Janzens (Die Gemahlin von unserem Urgrossvater Franz, Jakob Hübert's, Mutter hiess Elisabeth Janzen) der Gossens und der Kasdorfs (Helena Hübert's Eltern, Peter Kasdorf und Helena Goossen) sehr ähnlich verlief. Diese drei Familien lebten im 18. Jahrhundert bereits in der Gegend von Mecklenburg, im von Preussen regierten Gebiet. Ihrem Namen nach stammen sie ursprünglich aus dem durch Holland und Dänemark stark geprägten Norden Deutschlands, aus dem heutigen Schleswig - Holstein und aus Nordfriesland.

Wie die meisten Familien aus ihrem Kreise schlossen sie sich der Mennonitengemeinde an, wonach aus Glaubensgründen ihr weiter Wanderweg begann, der sie schliesslich bis nach Brasilien führte.

Noch im Gebiet Mecklenburg wurden dem Ehepaar Peter (geboren 1770) und Maria Kasdorf (geboren 1776) zwei Töchter : Susanna (1798) und Maria (1803) geboren.

Napoleon Bonaparte war gerade im Aufkommen, der König Friederich II von Preussen war am 17. August 1786 in Potsdam verschieden.

Die Kaiserin Katharina II, die die Modernisierung Russlands und die Einwanderung von deutschen Bauern in Russland gefördert hatte, war ebenfalls im Jahre 1796 in Tsarskoje Selo bei Petersburg verstorben. Ihr Nachfolger aus der Romanov-Dynastie, der Tsar Paul I, unterstützte zunächst die Landwirtschaft und die Entwicklung in Russland weiter.

Im Zuge dieser geschichtlichen Entwicklung siedelten nun die Familien Janzen, Goossen und Kasdorf aus den preussischen Gemarkungen erst nach Danzig und dann nach Südrussland um.

Peter und Maria Kasdorf zogen mit dem Strom der Mennoniten in die Don-Ebene, Südwestrussland. Sie siedelten sich im Jahre 1804 bei Margenau, Gnadenfelder-Wolost in der Gemeinde Molotschna an.

Dort wuchsen die Gemeinde und die deutsche Siedlung und zusehens . Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse wurden auch Dank der kaiserlichen Unterstützung verhältnismässig schnell, bei emsiger Arbeit und Erfahrung, geerntet.

Dem Ehepaar Kasdorf wurden dort weitere Nachkommen geboren.

Einer davon, Peter Kasdorf (geb. 1.10.1811) ehelichte später Anna Dirksen (geb. 29.10.1811). Diesem Ehepaar entsprossen wiederum sieben Kinder, Maria (1838) Katharina (1839), Peter (1840), Anna (1842), Susanna (1845), Helena (1847) und Johann (1852).

Der Sohn, Peter Kasdorf, ehelichte seinerseits Helena Goossen, wodurch die Familien Goossen und Kasdorf zusammenkamen.

Diesem Ehepaar entstammen sechs Kinder : Barbara (1873) , Helena (20.7.1878)-unsere Grossmutter väterlicherseits-, Johann (1882), Anna (1885) Peter (1886) und Jakob (1890). Helena Kasdorf wurde später die zweite Ehegемahlin von Jakob Hübert, dem Enkelsohn Elisabeth Janzens.

Wohl schwer könnten sich diese schon von weit hergekommenen Familien vorstellen, wohin sie die Zukunft noch führen sollte und wohin ihre Nachkommen im Verlauf der Zeit noch ziehen sollten.

Zunächst, nach der Wende des zwanzigsten Jahrhunderts, führte sie ihr Weg in das ferne und doch vielversprechende Neuland Sibiriens, wo die Landwirtschaft in den ersten zwei Jahrzehnten in den deutschen Siedlungen merklich zu blühen begann.

Ihr Erfolg wurde aber, wie so oft, zum Grund zu Neid und ihnen schliesslich zum Verhängnis.

Nach 1930 sollten sie als „*Kulaken*“ (Geizhälse), wegen der politischen Verfolgung, in das noch weiter entfernte Land Brasilien ziehen.

Und jedesmal war der Neuanfang wieder schwer und sorgenvoll.

Dem jungen Ehepaar Jakob und Helena Hübert , wie schon berichtet, wurde der Neubeginn in Sibirien durch den Erbanteil von 4.000, Rubel welche ihnen der Vater Peter Kasdorf hinterlassen hatte, erleichtert.

Der harte Stamm der in den Jahrhunderten aus guten und festen Wurzeln entspross und wuchs, sollte unentwegt immer wieder neu Fuss fassen und neue Früchte tragen.

So sehen wir die Nachkommen dieser Familien heute über verschiedene Länder verstreut. Sei es in Deutschland, in Kanada, in Russland oder in Brasilien, können sie sich dennoch immer ihrer weitzurückliegenden Herkunft und Zugehörigkeit besinnen.

Onkel Jakob Kasdorf, der Dokumentar der Ahnenfolge der Goossens und der Kasdorfs, wurde später in der Siedlung Boqueirão bei Curitiba, in Brasilien, der Nachbar unserer Grosseltern. Auch er wohnte dort auf einem grösseren Gelände, in einem kleinen von blühenden Hortensien umrandeten weissgetünchten Holzhaus mit grossen Glasfenstern. Noch heute sehe ich ihn in der Erinnerung, bei unserem Grossvater – seinem Schwager – zu einem gemütlichen Plauderstündchen auf Plattdeutsch vor dem warmen holzgefeuerten Herd sitzen.

Allein diese gemeinsame plattdeutsche Sprache liess alles so vertraut und heimisch erscheinen. Aus ihren Gesprächen konnte man selten die Angst und die Sorgen bei der Flucht aus Russland und die während der ersten Jahre in Brasilien, am Krauel, heraushören. Wie es dann immer hiess : „*Nu welle wi wada ' n tchlines Bästche van ons Lewe vertaale*“

.